

Leseprobe aus:

Nicole Krauss

Das große Haus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Bitte aufstehen

Sprechen Sie mit ihm.

Euer Ehren, im Winter 1972 haben R und ich Schluss gemacht, oder besser gesagt, er hat mit mir Schluss gemacht. Seine Gründe waren unklar, aber es lief darauf hinaus, dass er ein zweites, ein heimliches Ich habe, ein feiges, verabscheuungswürdiges Ich, das er mir niemals zeigen könne, und dass er fortgehen müsse wie ein krankes Tier, bis er sich gebessert und auf einen Stand gebracht habe, auf dem er Gesellschaft verdiene. Ich habe mit ihm gerechnet – ich sei nun fast zwei Jahre seine Freundin, seine Geheimnisse seien meine Geheimnisse, wenn etwas Grausames oder Feiges in ihm wäre, müsste ich es ja wohl wissen –, aber es war sinnlos. Drei Wochen nachdem er ausgezogen war, bekam ich eine Postkarte (ohne Absender) von ihm, auf der stand, er habe das Gefühl, unsere Entscheidung, wie er es nannte, so hart sie auch sein möge, sei richtig gewesen, und ich musste mir eingestehen, dass unsere Beziehung endgültig vorbei war.

Dann wurde alles eine Weile schlechter, bevor es wieder besser wurde. Ich will das nicht weiter vertiefen, als indem ich sage, dass ich nicht mehr vor die Tür ging, nicht einmal zu meiner Großmutter, und ich ließ auch niemanden herein. Das Einzige, was half, war seltsamerweise, dass es draußen stürmte und ich unentwegt mit diesem komischen kleinen Schraubenschlüssel aus Messing, mit dem man die Bolzen an beiden Seiten der antiken Fensterrahmen festzieht, durch die Wohnung rennen musste – wenn die Halterungen sich nämlich bei windigem

Wetter lockerten, quietschten die Fenster. Es gab sechs Fenster, und sobald ich die Bolzen an einem festgezogen hatte, fing es durch ein anderes an zu heulen, also rannte ich mit dem Messingschlüssel hin, und dann hatte ich vielleicht eine halbe Stunde Ruhe auf dem einzigen Stuhl, den es noch in der Wohnung gab. Eine Weile zumindest schien es, als bestünde die Welt nur aus diesem Dauerregen und der Notwendigkeit, die Bolzen festzuziehen. Als der Regen sich endlich verzog, machte ich einen Spaziergang. Alles war überflutet, und von diesem stillen, spiegelnden Wasser ging etwas Ruhiges aus. Ich wanderte lange, mindestens sechs oder sieben Stunden, durch benachbarte Viertel, in denen ich noch nie gewesen war und in die ich seither nie zurückgekehrt bin. Als ich nach Hause kam, war ich erschöpft, aber ich fühlte mich von etwas gereinigt.

Sie wusch das Blut von meinen Händen und gab mir ein sauberes T-Shirt, womöglich ihr eigenes. Sie hielt mich für Ihre Freundin oder gar für Ihre Frau. Bisher ist niemand für Sie gekommen. Ich werde nicht von Ihrer Seite weichen. *Sprechen Sie mit ihm.*

Nicht lange danach wurde Rs Flügel durch das große Wohnzimmerfenster hinaus und nach unten befördert, auf die gleiche Weise, wie er hereingekommen war. So verschwand das letzte Stück seiner Besitztümer und schuf Fakten, denn solange das Klavier da gewesen war, hatte es sich angefühlt, als wäre er nicht wirklich weg. In den Wochen, die ich allein mit dem Klavier lebte, bevor sie kamen, um es abzuholen, habe ich es manchmal im Vorbeigehen gestreichelt, genauso wie ich R gestreichelt hatte.

Ein paar Tage später rief mich ein alter Freund namens Paul Alpers an, um mir zu erzählen, was er geträumt hatte. In dem

Traum waren er und der große Dichter César Vallejo in einem Haus auf dem Lande, das Vallejos Familie schon gehört hatte, als er noch ein Kind gewesen war. Es war leer, und alle Wände waren bläulich weiß gestrichen. Das Ganze machte einen sehr friedlichen Eindruck, sagte Paul, und im Traum habe er Vallejo glücklich geschätzt, sich zum Arbeiten an einen solchen Ort begeben zu können. Es sieht aus wie der Vorhof zum ewigen Leben, sagte Paul zu ihm. Vallejo hörte ihn nicht, und er musste es zweimal wiederholen. Schließlich verstand der Dichter, der in Wirklichkeit mit sechsundvierzig Jahren, genau wie von ihm selbst vorausgesagt, mittellos in einem Regenschauer gestorben war, und nickte. Bevor sie das Haus betraten, hatte Vallejo Paul eine Geschichte erzählt, wie sein Onkel immer einen Finger in den Matsch tunkte, um sich ein Zeichen auf die Stirn zu machen – irgendwas mit Aschermittwoch. Und dann, sagte Vallejo (sagte Paul), machte er etwas, was ich nie verstanden habe. Zur Veranschaulichung tunkte Vallejo zwei Finger in den Matsch und malte Paul einen Oberlippenbart. Beide lachten. Den ganzen Traum hindurch, sagte Paul, sei das Erstaunlichste das heimliche Einvernehmen zwischen ihnen gewesen, als wären sie seit vielen Jahren miteinander vertraut.

Natürlich hatte Paul beim Aufwachen sofort an mich gedacht, denn wir kannten uns seit unserem zweiten Collegejahr aus einem Seminar über Avantgardedichter. Wir wurden Freunde, weil wir in den Veranstaltungen immer einer Meinung waren, während alle anderen uns widersprachen, mit wachsender Heftigkeit, je weiter das Semester voranschritt, und im Lauf der Zeit war zwischen Paul und mir ein Bündnis entstanden, das nach all den Jahren – mittlerweile fünf – noch spontan aufgegriffen und belebt werden konnte. Er fragte, wie es mir gehe, und spielte dabei auf die Trennung an, von der ihm jemand erzählt haben musste. Ich sagte, abgesehen davon, dass ich den Eindruck hätte, mir fielen womöglich die Haare aus, sei alles

ganz okay. Ich erzählte ihm noch, dass außer dem Flügel auch das Sofa, die Stühle, das Bett und sogar das Essbesteck mit R verschwunden waren, da ich, als ich ihn kennenlernte, mehr oder weniger aus einem Koffer gelebt hatte, während er wie ein sitzender Buddha inmitten all der Erbstücke seiner Mutter thronte. Paul sagte, er wisse vielleicht jemanden, einen Dichter, den Freund eines Freundes, der nach Chile zurückgehen wolle und eine Herberge für seine Möbel brauchen könnte. Ein Anruf bestätigte, dass der Dichter, Daniel Varsky, tatsächlich ein paar Gegenstände hatte, von denen er nicht wusste, wohin damit, weil er sie für den Fall, dass er es sich anders überlegen und beschließen sollte, nach New York zurückzukehren, nicht verkaufen wollte. Paul gab mir seine Nummer und sagte, Daniel erwarte, dass ich mich bei ihm meldete. Ich schob den Anruf ein paar Tage hinaus, hauptsächlich, weil ich es irgendwie unangenehm fand, einen Fremden um seine Möbel zu bitten, auch wenn der Weg bereits geebnet war, und weil ich mich außerdem in dem Monat ohne R und seine vielen Besitztümer daran gewöhnt hatte, nichts zu haben. Probleme dümmerten mir nur, wenn doch mal jemand bei mir vorbeikam und ich im Gesicht meines Besuchs gespiegelt sah, dass es, von außen betrachtet, bei mir drinnen, Euer Ehren, erbärmlich auszusehen schien.

Als ich Daniel Varsky schließlich anrief, nahm er nach einem einzigen Klingeln ab. Es lag eine Vorsicht in dieser ersten Begrüßung, bevor er wusste, wer am anderen Ende der Leitung war, die ich später fest mit ihm und, so wenige mir auch begegnet sind, mit Chilenen überhaupt verbunden habe. Er brauchte eine Minute, um zu sondieren, wer ich war, eine Minute, bis ihm das Licht aufging, das mich als Freundin eines Freundes enthüllte und nicht als irgendeine Durchgeknallte, die anrief – wegen seiner Möbel? Sie habe gehört, er wolle die Sachen loswerden? Oder nur auf Leihbasis abgeben? –, eine Minute, in der ich mich fragte, ob ich mich nicht entschuldigen, auflegen und

so weitermachen sollte wie bisher, mit nichts als einer Matratze, Plastikutensilien und dem einen Stuhl. Aber als ihm das Licht einmal aufgegangen war (Aha! Natürlich! Tut mir leid! Das steht alles hier und wartet nur auf Sie!), wurde seine Stimme sanfter und lauter zugleich, entfaltete eine Überschwänglichkeit, die ich bis heute ebenfalls mit Daniel Varsky und, im weiteren Sinne, mit allen verbinde, die jenem Dolch entsprungen sind, der auf das Herz der Antarktis zielt, wie Henry Kissinger einmal gesagt hat.

Er wohnte ziemlich weit entfernt, ein ganzes Stück uptown, an der Ecke 101st Street und Central Park West. Ich machte unterwegs Station, um meine Großmutter zu besuchen, die in einem Pflegeheim an der West End Avenue lebte. Sie erkannte mich nicht mehr, aber nachdem ich das verwunden hatte, fand ich wieder Spaß daran, mit ihr zusammen zu sein. Meistens setzten wir uns und redeten auf acht oder neun verschiedene Weisen über das Wetter, ehe wir zu meinem Großvater übergingen, der zehn Jahre nach seinem Tod immer noch ein Faszinosum für sie war, als würde sein Leben oder ihr gemeinsames Leben mit jedem Jahr seiner Abwesenheit ein umso größeres Rätsel. Sie liebte es, auf der Couch sitzend, die Empfangshalle zu bestaunen – Das alles gehört mir?, fragte sie in regelmäßigen Abständen, indem sie mit einer ausholenden Geste den ganzen Raum umschlang – und dabei sämtlichen Schmuck auf einmal zu tragen. Bei jedem Besuch brachte ich ihr einen Schokoladenbabka von Zabar's mit. Sie aß jedes Mal ein Anstandshäppchen, der Kuchen krümelte auf ihren Schoß und klebte ihr an den Lippen, und sobald ich gegangen war, verschenkte sie den Rest an die Pflegerinnen.

In der 101st Street angelangt, ließ Daniel Varsky mich mit dem Summer herein. Während ich in dem schmutzigen Eingang vor dem Aufzug wartete, kam mir plötzlich in den Sinn, dass ich seine Möbel vielleicht gar nicht mögen würde, dass sie

dunkel oder sonst wie bedrückend sein könnten und es dann zu spät wäre, einen eleganten Rückzieher zu machen. Aber im Gegenteil, als er die Tür öffnete, war mein erster Eindruck Licht, so sehr, dass ich blinzeln musste und sein Gesicht einen Augenblick nur als Silhouette sah. Außerdem roch es nach etwas Gekochtem, das sich später als ein Auberginengericht entpuppte, dessen Zubereitung er in Israel gelernt hatte. Nachdem meine Augen sich angepasst hatten, entdeckte ich überrascht, dass Daniel Varsky jung war. Ich hatte jemand Älteren erwartet, da Paul gesagt hatte, sein Freund sei ein Dichter, und da wir uns selbst, obwohl wir beide Gedichte schrieben oder es jedenfalls versuchten, aus Prinzip nie Dichter nannten – die Bezeichnung Dichter behielten wir denen vor, deren Werke für veröffentlichungswürdig befunden worden waren, nicht nur in dieser oder jener obskuren Zeitschrift, sondern in einem richtigen Buch, das man in der Buchhandlung kaufen konnte. Rückblickend erscheint das als eine beschämend konventionelle Definition dessen, was unter einem Dichter zu verstehen sei, aber damals liefen Paul und ich und andere, die sich ihres hochentwickelten literarischen Feinsinns rühmten, noch mit ungebrochenen Ambitionen durch die Welt, und in gewisser Weise machten die uns blind.

Daniel war dreiundzwanzig, ein Jahr jünger als ich, und wengleich er noch kein Buch mit Gedichten veröffentlicht hatte, schien er seine Zeit doch besser oder phantasievoller genutzt zu haben; vielleicht könnte man auch sagen, er war von einem Drang erfüllt, andere Orte kennenzulernen, Menschen zu treffen und Erfahrungen zu sammeln, der mich immer, wenn ich ihn bei irgendwem gespürt habe, neidisch gemacht hat. Er war die letzten vier Jahre herumgereist, hatte in allen möglichen Städten gelebt, auf dem Fußboden der Wohnungen seiner Bekanntschaften von unterwegs und manchmal, wenn er seine Mutter, oder vielleicht war es seine Großmutter, überreden konnte, ihm Geld zu überweisen, in eigenen Wohnungen, aber

jetzt wollte er endlich nach Hause, um seinen Platz an der Seite jener Freunde einzunehmen, mit denen er aufgewachsen war, die in Chile für Befreiung, die Revolution oder zumindest den Sozialismus kämpften.

Die Auberginen waren fertig, und solange Daniel den Tisch deckte, sollte ich mich umschaun und mir die Möbel ansehen. Die Wohnung war klein, aber es gab ein großes Fenster nach Süden, durch welches das ganze Licht einfiel. Das Erstaunlichste an diesen Räumlichkeiten war das Durcheinander – Papiere überall auf dem Boden, kaffeeverschmierte Styroporbecher, Notizbücher, Plastikrüten, billige Gummischuhe, lose Schallplatten neben leeren Hüllen. Jeder andere hätte sich genötigt gefühlt, Entschuldigen Sie das Durcheinander zu sagen, oder etwas Witziges über den Durchzug einer Herde wilder Tiere, aber Daniel verlor kein Wort darüber. Die einzige mehr oder weniger freie Oberfläche boten die Wände, kahl bis auf ein paar angepinnte Pläne von Städten, in denen er gelebt hatte – Jerusalem, Berlin, London, Barcelona –, und an manche Straßen, Ecken oder Plätze hatte er Bemerkungen gekritzelt, die ich nicht so schnell verstand, weil sie auf Spanisch waren, doch es wäre wohl etwas unpassend gewesen, wenn ich den Hals gereckt und versucht hätte, sie zu entziffern, während mein Gastgeber und Wohltäter das Besteck auslegte. Also wandte ich mein Augenmerk der Einrichtung zu, oder dem, was ich unter dem Durcheinander davon sehen konnte – ein Sofa, einen großen Holztisch mit zahllosen Schubladen, manche größer, manche kleiner, ein zweiteiliges Bücherregal, vollgestopft mit Sachen auf Spanisch, Französisch oder Englisch, und das schönste Stück, eine Art Truhe oder Kiste mit Eisenbeschlägen, die aussah wie von einem gesunkenen Schiff gerettet und nun als Kaffeetisch nutzbar gemacht wurde. Er musste sich alles secondhand beschafft haben, kein Gegenstand wirkte neu, aber jeder einzelne hatte etwas Angenehmes in Einklang mit dem Ganzen, und

die Tatsache, dass sie unter Papieren und Büchern erstickten, machte sie nur noch attraktiver. Plötzlich durchflutete mich ein Gefühl von Dankbarkeit gegenüber ihrem Besitzer, als gäbe er nicht ein paar Holz- und Polstermöbel an mich weiter, sondern die Chance zu einem neuen Leben, wobei er es mir überließ, die Gelegenheit zu ergreifen. Es ist mir peinlich zu sagen, aber mir schossen Tränen in die Augen, Euer Ehren, obgleich die Tränen, wie es oft so ist, älteren, dunkleren Gründen entsprangen, die ich verdrängt hatte und die durch das Geschenk, die Überlassung der Möbel eines Fremden, irgendwie aufgebrochen waren.

Wir müssen mindestens sieben oder acht Stunden geredet haben. Vielleicht länger. Wie sich herausstellte, liebten wir beide Rilke. Auch Auden mochten wir beide, ich allerdings mehr als er, und keiner von uns machte sich viel aus Yeats, aber beide hatten wir deswegen insgeheim Schuldgefühle, für den Fall, dass es eine Art persönliches Versagen in jenen Sphären verriet, in denen die Poesie lebt und etwas bedeutet. Die einzige Unstimmigkeit gab es, als ich auf Neruda zu sprechen kam, den einzigen chilenischen Dichter, den ich kannte, was Daniel mit einem Wutausbruch quittierte: Muss das sein?, fragte er. Immer dasselbe auf der ganzen Welt? Wohin ein Chilene auch gehen mag – Neruda war schon da mit seinem Muschelscheiß und hat ein Monopol errichtet. Er starrte mir in die Augen und wartete auf meinen Widerspruch; dabei überkam mich das Gefühl, es müsse dort, wo er herkam, gang und gäbe sein, so zu reden, wie wir redeten, und sogar über Dichtung mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu streiten, und ich spürte einen Anflug von Einsamkeit. Aber nur kurz, dann sprang ich auf, um mich zu entschuldigen, und schwor hoch und heilig, die abgekürzte Liste großer chilenischer Dichter zu lesen, die er mir auf die Rückseite einer Papiertüte kritzelte (ganz oben, in Großbuchstaben, die den Rest überschatteten, stand Nicanor Parra), und

ich schwor auch, dass mir der Name Neruda nie wieder über die Lippen kommen würde, weder in seiner noch in anderer Leute Gegenwart.

Dann sprachen wir über polnische Poesie, über russische Poesie, über türkische, griechische, argentinische Poesie, über Sappho und die verlorenen Notizbücher von Pasternak, über den Tod Ungarettis, den Selbstmord Weldon Kees' und das Verschwinden Arthur Cravens, der Daniel zufolge noch am Leben war, in guten Händen bei den Huren von Mexico City. Aber manchmal, in der Senke oder Mulde zwischen einem ausschweifenden Satz und dem nächsten, zog eine dunkle Wolke über sein Gesicht, zögerte einen Augenblick, als wollte sie verweilen, und huschte dann vorbei, um sich hinten im Raum zu verflüchtigen, und in diesen Momenten hatte ich fast das Bedürfnis, mich abzuwenden, denn wir hatten zwar eine Menge über Poesie gesprochen, aber noch kaum etwas über uns selbst gesagt.

Irgendwann sprang Daniel auf und durchwühlte den Schreibtisch mit den vielen Schubladen, machte welche auf und welche zu, auf der Suche nach einem Gedichtzyklus, den er geschrieben hatte. Der Titel war *Vergiss alles, was ich je sagte* oder so ähnlich, und er hatte den Zyklus selbst übersetzt. Er räusperte sich und begann laut zu lesen, mit einer Stimme, die bei jemand anderem vielleicht affektiert oder sogar komisch gewirkt hätte, angehaucht von einem leichten Tremolo, aber aus Daniels Mund klang sie vollkommen natürlich. Er entschuldigte sich nicht, versteckte sich auch nicht hinter den Seiten. Ganz im Gegenteil. Er richtete sich wie ein Pfosten auf, als zöge er Kraft aus dem Gedicht, und hob häufig den Blick, so häufig, dass mir der Verdacht kam, er habe auswendig gelernt, was er geschrieben hatte. In einem dieser Momente, als wir uns bei einem Wort Auge in Auge trafen, wurde mir bewusst, dass er eigentlich recht gut aussah. Er hatte eine große Nase, eine große chilenisch-

jüdische Nase, große Hände mit dünnen Fingern und große Füße, aber zugleich hatte er etwas Zartes an sich, das irgendwie von seinen langen Wimpern oder seinen Knochen kam. Das Gedicht war gut, nicht großartig, aber sehr gut, vielleicht sogar besser als sehr gut, das war schwer zu sagen ohne die Möglichkeit, es selbst zu lesen. Anscheinend ging es um ein Mädchen, das ihm das Herz gebrochen hatte, aber es hätte ebenso gut ein Hund sein können; auf halbem Weg verlor ich den Faden und begann daran zu denken, wie R jeden Abend seine kleinen Füße wusch, ehe er ins Bett ging, weil der Boden in unserer Wohnung schmutzig war, und wenn er mir auch nie sagte, ich solle meine waschen, war das stillschweigend inbegriffen, denn hätte ich es nicht getan, wäre das Bettzeug schmutzig geworden und sein eigenes Waschen vergeblich gewesen. Ich saß nicht gern auf dem Badewannenrand und konnte es erst recht nicht leiden, mit dem Knie am Ohr vor dem Waschbecken zu stehen, während der schwarze Dreck in das weiße Porzellan gespült wurde, aber es war eines der zahllosen Dinge, die man im Leben tut, um Streit zu vermeiden, und jetzt war mir beim Gedanken daran zum Lachen, oder zum Ersticken.

Mittlerweile wirkte Daniel Varskys Wohnung schummerig und aquatisch, die Sonne war hinter einem Gebäude versunken, und die hinter den Dingen verborgenen Schatten fluteten von überall her. Ich erinnere mich an einige sehr große Bücher in den Regalen, erlesene Bände mit hohen Stoffrücken. Ich habe die Titel nicht behalten, vielleicht gehörten sie zusammen, aber irgendwie schien es ein geheimes Einvernehmen zwischen ihnen und der Dämmerung zu geben. Es war, als wären die Wände seiner Wohnung plötzlich mit Filz bezogen wie die eines Kinos, damit kein Ton nach außen und kein anderer nach innen dringt, und in diesem Isolationsbecken, Euer Ehren, in dem, was an Licht übrig blieb, waren wir zugleich das Publikum und der Film. Oder als wären wir allein von der Insel abgeschnitten

worden und trieben nun auf hoher See, in dunklen Wassern von unbekannter Tiefe. Ich galt damals als attraktiv, manche sagten sogar schön, obwohl ich immer schlechte Haut hatte, und genau das bemerkte ich, als ich in den Spiegel schaute, das und einen leicht verstörten Ausdruck, eine etwas gerunzelte Stirn, wie ich sie von mir nicht kannte. Aber bevor und auch während ich mit R zusammen war, gab es reichlich Männer, die klar zu verstehen gaben, dass sie gern mit mir nach Hause gehen würden, entweder für eine Nacht oder länger, und als Daniel und ich aufstanden, um ins Wohnzimmer zu gehen, fragte ich mich, was er wohl von mir dachte.

Dies war der Augenblick, in dem er mir erzählte, der Schreibtisch sei, wenn auch nur kurz, von Lorca benutzt worden. Ich wusste nicht, ob das ein Scherz sein sollte, es schien höchst unwahrscheinlich, dass dieser Weltenbummler aus Chile, jünger als ich, in den Besitz eines so kostbaren Gegenstands gelangt sein konnte, aber ich beschloss, ihn ernst zu nehmen, weil ich nicht riskieren wollte, jemanden zu beleidigen, der mir nur Freundlichkeit erwiesen hatte. Als ich fragte, wie er daran gekommen sei, zuckte er mit den Schultern und sagte ohne weitere Erklärung, er habe ihn gekauft. Ich dachte, er würde nun sagen: Und jetzt gebe ich ihn dir, aber das tat er nicht, er gab nur dem einen Bein einen kleinen Tritt, nicht grob, sondern liebenswürdig, voller Respekt, und ging weiter.

Entweder dann oder später küssten wir uns.

Sie spritzte eine neue Dosis Morphium in den Tropf und fixierte eine lockere Elektrode auf Ihrer Brust. Vor dem Fenster breitete sich die Dämmerung über Jerusalem. Einen Augenblick beobachteten sie und ich das grün flimmernde Auf und Ab Ihrer EKG-Kurve. Dann zog sie den Vorhang zu und ließ uns allein.

Unser Kuss war antiklimaktisch. Nicht dass es ein schlechter Kuss gewesen wäre, aber er war nur eine Interpunktion in unserem langen Gespräch, eine in Klammern gesetzte Anmerkung, um einander einer tiefempfundenen Übereinstimmung zu versichern, ein wechselseitiges Angebot, Gefährten zu sein, was so viel seltener ist als sexuelle Leidenschaft oder sogar Liebe. Daniels Lippen waren dicker, als ich erwartet hatte, nicht dick in seinem Gesicht, aber dick, als ich die Augen schloss und sie meine berührten, und den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, sie würden mich ersticken. Aber das lag wohl eher daran, dass ich so an Rs Lippen gewöhnt war, dünne, nicht-semitische Lippen, die in der Kälte oft blau wurden. Mit einer Hand drückte Daniel Varsky meinen Oberschenkel, und ich berührte sein Haar, das roch wie ein schlammiger Fluss. Ich glaube, da hatten wir gerade oder nahezu den Sumpf der Politik erreicht, und Daniel Varsky fluchte, zuerst empört, dann fast am Rand der Tränen, über Nixon und Kissinger und ihre Sanktionen, ihre skrupellosen Machenschaften, mit denen sie versuchten, sagte er, alles abzuwürgen, was neu und jung und schön in Chile war, die Hoffnung, die den Doktor Allende den ganzen Weg hinauf in den Palast La Moneda getragen hatte. Lohnerhöhungen bis zu fünfzig Prozent, sagte er, und alle diese Schweine kümmern sich nur um ihr Kupfer und die Multinationalen! Schon beim Gedanken an einen demokratisch gewählten marxistischen Präsidenten scheißen sie sich in die Hosen! Warum lassen sie uns nicht in Ruhe, warum lassen sie uns nicht einfach weiterleben, sagte er, und eine Minute lang war sein Blick fast flehend oder beschwörend, als hätte ich irgendeine Macht über die Dunkelmänner am Steuer des schwarzen Schiffs aus meinem Land. Er hatte einen stark vorspringenden Adamsapfel, der bei jedem Schlucken in seiner Kehle tanzte, und jetzt schien er unentwegt zu tanzen, wie ein ins Meer geworfener Apfel. Ich wusste nicht viel über das, was in Chile vor sich ging,

zumindest damals nicht, noch nicht. Eineinhalb Jahre später, nachdem Paul Alpers mir gesagt hatte, Daniel Varsky sei mitten in der Nacht von Manuel Contreras' Geheimpolizei abgeholt worden, wusste ich es. Aber im Winter 1972, als ich im letzten Abendlicht in seiner Wohnung an der 101st Street saß, während General Augusto Pinochet Ugarte noch der steife, kriecherische Oberkommandierende des Heeres in Santiago de Chile war, der sich von den Kindern seiner Freunde anbietend Tata nennen ließ, wusste ich nicht viel.

Seltsamerweise kann ich mich nicht erinnern, wie die Nacht (mittlerweile war es schon eine gewaltige New Yorker Nacht) endete. Offenbar muss es so gewesen sein, dass wir uns verabschiedet haben und ich dann gegangen bin, oder vielleicht haben wir die Wohnung zusammen verlassen, und er hat mich zur Subway begleitet oder mir ein Taxi gerufen, da die Gegend, oder die Stadt überhaupt, damals nicht sicher war. Ich habe einfach keinerlei Erinnerung daran. Ein paar Wochen später hielt ein Umzugswagen vor meiner Wohnung, und die Männer luden die Möbel aus. Zu diesem Zeitpunkt war Daniel Varsky schon in seine Heimat Chile zurückgekehrt.

Zwei Jahre vergingen. Anfangs bekam ich Postkarten. Zuerst waren sie herzlich, ja gelöst: Alles bestens. Ich glaube, ich werde der Chilenischen Gesellschaft für Höhlenforschung beitreten, aber keine Bange, das wird mein dichterisches Streben nicht behindern, wenn überhaupt, werden sie einander befruchten. Vielleicht habe ich das Glück, mir einen Mathematik-Vortrag von Parra anzuhören. Politisch ist die Hölle los, wenn ich nicht zu den Höhlenforschern gehe, gehe ich zur MIR. Pass gut auf Lorcass Schreibtisch auf, eines Tages komme ich zurück und hole ihn ab. Besos, D.V. Nach dem Putsch wurden sie düster, dann kryptisch, und schließlich, ungefähr sechs Monate ehe ich erfuhr, dass er verschwunden war, kamen keine mehr. Ich habe sie alle in einer Schublade seines Schreibtischs aufbewahrt. Ich

schrieb nicht zurück, weil es keine Adresse gab. In jenen Jahren habe ich noch Gedichte geschrieben, und ich schrieb einige an oder für Daniel Varsky. Meine Großmutter starb und wurde in irgendeinem Vorort so weit außerhalb begraben, dass niemand sie mehr besuchen konnte. Ich ging mit etlichen Männern aus, wechselte zweimal die Wohnung und schrieb meinen ersten Roman am Tisch von Daniel Varsky. Manchmal vergaß ich ihn monatelang. Ich weiß nicht, ob ich schon von der Villa Grimaldi wusste, mit ziemlicher Sicherheit hatte ich noch nichts von der Calle Londres 38 oder den Cuatro Álamos gehört, auch nicht von der Discoteca, die man wegen der dort verübten sexuellen Gräueltaten und der lauten Musik, die von den Folterern bevorzugt wurde, Venda Sexy nannte, aber auf jeden Fall wusste ich genug, dass ich zu anderen Zeiten, wenn ich, wie so oft, auf Daniels Sofa eingeschlafen war, Albträume darüber hatte, was sie ihm antaten. Manchmal schaute ich mich um, ließ den Blick über seine Möbel wandern, das Sofa, den Schreibtisch, den kleinen Kaffeetisch, die Bücherregale und Stühle, und war von niederschmetternder Verzweiflung erfüllt, manchmal empfand ich nur eine verdeckte Traurigkeit, und manchmal sah ich mir das alles an und war plötzlich überzeugt, dass es ein Rätsel enthielt, ein Rätsel, das er mir hinterlassen hatte und das ich lösen sollte.

Hin und wieder habe ich Leute getroffen, meistens Chilenen, die Daniel Varsky kannten oder von ihm gehört hatten. Nach seinem Tod erlangte er kurzen Ruhm, er zählte zu den Dichtern, die als Märtyrer gestorben waren, von Pinochet zum Schweigen gebracht. Aber natürlich hatten diejenigen, die Daniel gefoltert und getötet haben, nie seine Gedichte gelesen, womöglich wussten sie nicht einmal, dass er überhaupt welche schrieb. Ein paar Jahre nachdem er verschwunden war, fragte ich mit Paul Alpers' Hilfe brieflich bei Daniels Freunden an, ob sie vielleicht noch Gedichte von ihm hätten, die sie mir schicken könnten.